

Frauenbewegungen und Feminismen im kulturellen Gedächtnis

Anne Schlüter, Uta C. Schmidt

„Die Geschichte aller Zeiten, und die heutige ganz besonders, lehrt: daß diejenigen auch vergessen wurden, welche an sich selbst zu denken vergaßen!“ Mit diesem Satz begann Louise Otto (1819–1895) die allererste Ausgabe ihrer *Frauen-Zeitung* vom 21. April 1849. Sie forderte in einer damals drängenden Debatte über Frauenarbeit ihre Zeitgenossinnen auf, aktiv ihr Recht auf bezahlte Erwerbsarbeit einzufordern. Auch wenn Frauen gegenwärtig viele Möglichkeiten haben, einer qualifizierten Erwerbsarbeit nachzugehen, auch berufliche und politische Karrieren machen können – die Erinnerung daran, wer und welcher sozialen Bewegungen es bedurfte, um zu dem aktuellen Status zu kommen, bleibt meistens im Dunkeln.

Wiederholt wurde festgestellt, dass kaum Erinnerungen an vergangene Frauenbewegungen und Feminismen in der hegemonialen Geschichtskultur existieren. Dabei haben die Akteurinnen der sozialen Bewegungen Dokumente hinterlassen. Sie gründeten Zeitschriften, schrieben Romane und hielten Versammlungen ab. Ihre Aktivitäten bestanden manches Mal aus Recherchen zur Lebenswelt von Frauen und führten zu Handbüchern der Frauenbewegungen, die als Nachschlagewerke geeignet sind. Ihre Relektüre könnte sich auf die Gegenwart auswirken. Klagen über vergessene Leistungen und über fehlende Erinnerungen an frühere Bewegungen reichen nicht.

Uns interessierte bei der Konzeption des GENDER-Heftschwerpunkts die Frage, wie Frauenbewegungen und Feminismen ins kulturelle Gedächtnis kommen – hier und anderswo auf der Welt. Wer kämpft(e) um Erinnerungen an Frauenbewegungen und deren Leistungen für das weibliche Geschlecht? Die Erforschung des Erinnerns und die Erforschung des Vergessens sollten in der Frauen- und Geschlechterforschung ein relevantes Thema sein, auch im Sinne eines intergenerationellen Austauschs und der Tradierung historisch-politischen Erfahrungswissens. Als historisch arbeitende Herausgeberinnen gehen wir grundsätzlich von einem Begriff „Frauen“ aus, der sie in ihrer historischen, sozialen, kulturellen, vielfältigen Gewordenheit inmitten sich wandelnder gesellschaftlicher Konstellationen sieht. Dieses historische Verständnis steht Essentialismen diametral entgegen und beinhaltet im epistemologischen Grundsatz eine Absage an Vorstellungen von einem wie auch immer gearteten „Wesen der Frau“ und von „klaren Geschlechterverhältnissen“.

Überall auf der Welt setzen sich auch heute noch Frauen in Bewegung, um Sexismus, sexistische Ausbeutung und Unterdrückung zu beenden. Darüber hören und sehen wir Berichte aus verschiedenen Ländern. Zeitweise sah es so aus, als wäre die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts kein Thema mehr. Doch während dieses Vorwort entsteht, verordnen die Taliban in Afghanistan die Schließung von Schönheitssalons, eine der noch wenigen Möglichkeiten für Frauen, eine Berufstätigkeit auszuüben. Es kam zu Protesten, bei denen Frauen Schilder hochhielten und „Brot, Arbeit, Gerechtigkeit“ riefen. Sie wurden gewaltsam von der Regierung niedergeschlagen, wie die Tagesschau am 19. Juli 2023 berichtete. Auch die Proteste und Bewegungen im Iran



nach dem durch Polizeigewalt herbeigeführten Tode Zhina Mahsa Aminis reagier(t)en auf den Ausschluss von Frauen aus dem öffentlichen Leben.

Das vorliegende Heft beginnt mit einem Beitrag zur Erinnerung an den deutsch-deutschen Vereinigungsprozess. *Constanze Stutz* plädiert angesichts gegenwärtiger Herausforderungen, wie dem Erstarken antifeministischer Politiken sowie Fragen nach transnationaler Verknüpfung feministischer Kämpfe und Theoriebildungen, für eine Verflechtungsgeschichte ost- und westdeutscher Frauenbewegungen als Gegenerzählung zu fortschrittsorientierten Verkürzungen der deutschen Frauenbewegungsgeschichte. Letztere sollte bei einer gesellschaftstheoretischen Analyse der Geschlechterarrangements in BRD und DDR sowie deren Politisierung ansetzen und zugleich zeigen, wie die Frauenbewegungen über die Blocklogik des Kalten Krieges hinweg in Kommunikation und Konflikt miteinander standen. Darüber hinaus schlägt sie die produktive Wiederaneignung eines Begriffs von Emanzipation als regulativer Idee vor, um feministische Bewegungsgeschichte zu erforschen und zu schreiben.

Wie schwierig sich Geschichtsschreibung zu Frauenbewegungen und Feminismen nach schmerzhaften politischen Systemwechseln gestaltet, wird auch durch den Beitrag von *Zlatiborka Popov-Momčinović* zu Bosnien-Herzegowina deutlich. Erinnerungen an den Sozialismus, an Jugoslawien, an Kriegs- und Nachkriegszeiten kommen, so die Position der Autorin, nach fast dreißigjähriger Herrschaft der Ethnonationalisten mit ihrer Spaltungspolitik ohne Bezüge zu den Leistungen engagierter Frauen im Transformationsprozess aus. Sie fragt nach Erinnerungen und wie sie in konkrete Aktivitäten übersetzbar sind. Dazu führte sie zwischen 2011 und 2021 Interviews mit Aktivistinnen aus den autonomen Frauenbewegungen der Jahre 1992 bis 1995. Mit der Artikulation einer neuen Generation von Aktivistinnen in Bosnien-Herzegowina werden Fragen nach einer frauenbewegten Erinnerungskultur immer bedeutsamer, da es keine vergemeinschaftende frauenbewegte Erzählung mehr gibt, auf die sie sich beziehen können. Ihr Fazit: Erinnerungskultur setzt einen Kampf um Erinnerung für das kulturelle Gedächtnis voraus, da die machtvolle Ethnopolitik nach wie vor hartnäckig gemeinsame Artikulationen von Frauen, die von den Rändern bis ins Zentrum patriarchalischer Machtstrukturen vordringen wollen, verunmöglicht.

Marie van Bömmel beschreibt die Ausstellung „Künstlerinnen International 1877–1977“, die 1977 an drei Berliner Ausstellungsorten stattfand und über 1 000 Werke von 182 Beiträgerinnen zeigte. Bei der Ausstellungseröffnung kam es zu tumultartigen Ausschreitungen. Die Schau kann als Neubesetzung des Kunstraums durch Künstlerinnen, als historiografische Intervention und Inspiration gelten. Seltsam nur, dass diese spektakuläre Ausstellung in den folgenden Jahren wieder vergessen wurde. Und so widmet sich Marie van Bömmel der bemerkenswerten Differenz zwischen der Intensität des öffentlichen Interesses um 1977 und der Indifferenz, mit welcher ihr im Jahr 2023 begegnet wird. Ist es ein bewusstes Vergessen? Was fehlte, um die feministische Neubesetzung des Kunstraums zu erhalten und fortzuführen? Um diese Fragen produktiv zu machen, entwickelt die Autorin ein spezifisches Verständnis von Historiografie, das Geschichte als stetige Aushandlung des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart begreift und mit der Vorstellung einer chronologischen Rekonstruierbarkeit bricht.

Barbara Schnalzer beantwortet die Frage, wie Frauenbewegungen und Feminismen in das kulturelle Gedächtnis kommen, mit einem Blick auf die Praktiken der

deutschsprachigen Lesben-/Frauenarchive und -bibliotheken in den 1970er-Jahren. Sie setzt mit diesem Ansatz den im allgemeinen gesellschaftlichen Bildgedächtnis präsenten frauenbewegten Straßenaktionen „leisere“, zugleich ebenso bedeutsame politische Praktiken gegenüber. Dokumentationszentren, Bibliotheken, Archive entstanden, um das frauen-, lesben- und geschlechterspezifische Wissen der autonomen Frauenbewegungen zu sammeln und gemeinsam an einem frauen- und lesbenbezogenen kulturellen Gedächtnis zu arbeiten. Doch: Diese Vernetzungen als Wissenspraktiken waren zugleich unerlässlich für die weitere Entwicklung der Bewegungen und ihrer Ziele in den jeweiligen Gegenwarten.

Gegen das Vergessen zu kämpfen ist gleichzeitig ein Kampf gegen das Unwissen – so *Katharina Hugo* und *Rita Kronauer*. Sie verstehen feministische Archivarbeit als Sammel- und Systematisierungspraxis, um verdrängtes Wissen zu bewahren, und konzipieren Erinnerung als machtkritische politische Arbeit. Den Titel ihres Beitrags „Die ‚grausamen Zyklen der Wiederholungen‘ durchbrechen“ entlehnen sie der Historikerin Gerda Lerner (1920–2013), die damit ein epistemisches Prinzip in der Wissens- und Theoriebildung von Frauen fasste: Frauen würden durch das Nichtwissen über das Denken und Handeln ihrer Vorgängerinnen aufgehalten, weil sie deshalb immer wiederholten, was Frauen in früheren Jahren bereits gedacht und gemacht hätten. Die Autorinnen nehmen dies als Ausgangspunkt, um zu untersuchen, wie Frauenbewegungen und ihre politischen Errungenschaften in das kulturelle Gedächtnis gelangen können. Damit einher geht die These, dass Akteurinnen in den feministischen Archiven der Frauen- und Lesbenbewegung politisch wirken, wenn sie mit historisch-kritischem Wissen als emanzipatorische Praxis in die Gegenwart eingreifen. Der Beitrag ordnet Archivarbeit in bestehende theoretische Konzepte zur Erinnerungskultur ein und weitet damit die Perspektive auf das Zusammenspiel von sozialen Bewegungen und Gedächtnis als „Gedächtnis-Aktivismus“.

Offener Teil

Der Beitrag von *Hanna Hacker* schließt als Teil feministischer Erinnerungskultur an den Schwerpunkt dieser Ausgabe an. Er beschäftigt sich mit der Lebens- und Werkgeschichte von Unokanna Okonjo, einer panafrikanischen Aktivistin und engagierten Sozialwissenschaftlerin der 1960er- und 1970er-Jahre. Hacker analysiert vorwiegend die Produktion lyrischer Texte und grauer Literatur Okonjos, die mit *bell hooks* als *talking back*, als ins Schriftliche überführte Widerrede, gelesen wird. Es wird herausgearbeitet, dass das Projekt der nachdrücklichen, historisch wirksamen Selbst-Publizierung dieser minorisierten Autorin als ein „*publishing back*“ gegen eine *weiße* (auch feministische) Öffentlichkeit verstanden werden kann.

In ihrer auf quantitativen Daten beruhenden Studie zur „Transmission von Fürsorglichkeit zwischen Vätern und Söhnen“ fragt *Luisa Streckenbach*, ob es einen Zusammenhang zwischen der Fürsorglichkeit von Vätern und den Care-Praxen und Einstellungen der Söhne gibt. Dieses Thema ist bislang nur wenig mit Daten aus Deutschland bearbeitet worden. Die Autorin kann zeigen, dass die retrospektive Wahrnehmung der Care-Praxen von Vätern sich in den aktuellen Einstellungen der Söhne widerspiegelt und so neben strukturellen Mechanismen auch intergenerationale und innerfamiliäre So-

zialisationsprozesse als Erklärung für weiterhin bestehende Ungleichheit herangezogen werden können.

Auch der Beitrag von *Lena Weber* kreist um Männlichkeit und Care sowie das Transformationspotenzial für sich verändernde Geschlechterverhältnisse. Die Autorin rekonstruiert aus qualitativen Interviews mit Pflegern in der Kranken-, Alten- und Heilerziehungspflege, wie aus deren Sicht Männlichkeit mit Fürsorglichkeit verbunden ist. Dabei zeigt sich ein Unterschied zwischen den Pflegebereichen, je nachdem, in welchem Maß Beziehungs-, Emotions-, Körper- und technisierte Sorgearbeit bei der Arbeit gefordert sind. Gerade die Krankenpflege erweist sich als besonders resistent gegenüber Veränderungen und deren Vertreter setzen sich eher im Kontext „klassischer“ Männlichkeitskonzepte in das Verhältnis zu ihrer Tätigkeit.

Einen theoretischen Blick zum Verhältnis von Caring Masculinities und hybriden Männlichkeiten eröffnet der Beitrag von *Johanna M. Pangritz*. Die Autorin stellt die beiden theoretischen Ansätze vor und liefert erste Anknüpfungspunkte für eine mögliche Zusammenführung, wobei Care ein wesentlicher Aspekt ist. Sie arbeitet heraus, inwiefern Care sowohl als transformatives als auch als machtverschleiendes Konzept fungiert. Als demokratisierungstauglich für das Geschlechterverhältnis kann es daher aus Sicht der Autorin nicht pauschal gewertet werden. Der Beitrag wirft neue Fragen zur Widersprüchlichkeit und Neuverhandlung von Männlichkeiten auf.

Die Ausgabe wird durch Besprechungen von vier aktuellen Publikationen aus dem Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise unterstützt haben. Zudem bedanken wir uns bei den Konsortialpartner_innen des Projekts KOALA, die den Open Access der Zeitschrift ermöglichen.